

Bertha auf dem Lindenhof

Autor(en): **Donati, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 27

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bertha auf dem Lindenhof

Von Alfred Donati

Vorbemerkung der Redaktion: Alfred Donati, der diese Novelle geschrieben hat, ist der Verfasser des ausgezeichneten, sportlich wie menschlich packenden Romans 'Tour de Suisse', der im Morgarten-Verlag in Buchform erschienen ist.

Kurz nach dem Kriege, als ich eben nach Zürich gekommen war, um an der Universität zu studieren, lernte ich Bertha kennen. Ich begegnete ihr auf dem Lindenhof, diesem schönsten Fleckchen der Altstadt, das ich fast täglich besuchte, und hatte hier und da eine kleine, wortkarge Unterhaltung mit ihr, wie sie zwischen Leuten zustandekommt, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben, sich aber vom Sehen kennen. Viel haben wir also nicht zusammen gesprochen, trotzdem weiß ich noch, wie seltsam eindringlich es mich berührte, als sie mir auf meine Frage, ob sie von Zürich sei, mit einem geheimnisvollen Lächeln zur Antwort gab:

«Nein, Herr, ich bin nur auf Zusehen hier!»

Das dünkte mich merkwürdig, denn Bertha war damals schon sehr alt, ein verhitztes Weibchen, dem Tode näher als dem Leben, nicht mehr recht gesund und, wie mir schien, vielleicht auch nicht mehr ganz bei klarem Verstand. Obwohl wir uns bald täglich sahen, erkannte sie mich nämlich nie wieder, ja es kam vor, daß sie, wenn wir schon ein ganzes Weichen miteinander auf der Bank vor dem Brunnen, die wir beide bevorzugten, gesessen hatten, plötzlich ihre fast durchsichtig hellen Augen auf mich richtete und, als ob ich eben erst gekommen sei, mit der ängstlichen Höflichkeit eines Kindes sagte: «Stört es den Herrn auch nicht, daß ich hier sitze? Ich kann gewiß gehen...»

Gleichsam sich entschuldigend, fügte sie ihrer Frage dann immer noch die schüchterne Erklärung bei: «Ich bin nur hier, weil es mich so an die Heimat erinnert.» Sie verriet aber nicht, wo sie daheim sei, und als ich einmal frug, was sie meine, daß sie nur «auf Zusehen» in Zürich sei, erlosch das feine, kindliche Lächeln, das über ihre alten Züge einen letzten Schimmer von Mädchenjugend warf, und wich einem wahrhaft ergreifenden Ausdruck von vergeblichem Nachsinnen und hilfloser Qual. Mit furchtsam trippelnden Schritten ging sie von dannen, ohne mich zu grüßen, und ließ mich in einem unerklärlichen Gefühl von Beschämung zurück.

Viele Jahre später, als Bertha schon tot war, habe ich dann ihre Geschichte erfahren und ich will sie mit den Worten des Freundes aufzeichnen, dem ich sie verdanke. Auch er ist tot, er war nicht viel jünger als Bertha, ein entfernter Verwandter der Dame, in deren Hause Bertha fast sechzig Jahre in Diensten war, ein Mädchen vom Lande, dem der Weg zurück verschlossen ward.

Bertha kam, so erzählte mir der alte Herr, als ganz junges Mädchen auf Empfehlung des Pfarrers ihrer Heimatgemeinde, eines kleinen Dorfes im Oberland, zu meiner Cousine nach Zürich, die dort auch mit einem Pfarrherrn verheiratet war und ein altes Patrizierhaus in der Altstadt bewohnte. Das war um die Mitte der siebziger Jahre, als Zürich noch nichts von einer modernen Großstadt an sich hatte. Trotzdem mochte das städtische Leben einer jungen Bauerntochter auch damals schon verwirrend groß und fremd erscheinen und so nahm es niemand wunder, als Bertha vom ersten Tage an höflich und sich gleichsam entschuldigend erklärte, sie sei nur «auf Zusehen» da. Sie sagte, ihre Leute könnten sie daheim nicht gut entbehren, und das war auch an und für sich richtig, denn sie war die älteste Tochter eines kinderreichen Witwers und vertrat, wie es ja nicht nur auf dem Lande üblich ist, Mutterstelle an ihren sechs jüngeren Geschwistern. In Wahrheit hatte man sie aber in die Stadt geschickt, um sie vor den Brutalitäten ihres Vaters zu schützen, der ein Trinker war, sein Heimwesen vernachlässigte, die Kinder mißhandelte und besonders Bertha mit dem Haß verfolgte, den böse und unglückliche Kranke oft gegen gute, gesunde und nützliche Menschen haben. Der Pfarrer hatte Bertha nur mit größter Mühe bereuen können, eine Stelle in der Stadt anzunehmen, denn sie hing mit allen Fasern ihres Herzens an der Heimat und ihren Geschwistern, und doch schien es gerade darum nötig, sie zu entfernen. Obwohl es nämlich längst offenbar war, daß der trunksüchtige Vater versorgt und die Kinder untergebracht werden mußten, scheute die Gemeinde die Kosten eines solchen Vorgehens und die Stimmen derer, die auf Berthas Tüchtigkeit hin-

wiesen und nicht einsehen wollten, daß dieser Schritt nicht mehr zu umgehen sei, überrannten die Bedenken des Seelersorgers, der sich nicht mehr mitansehen wollte, wie Bertha für all ihre Mühe und Arbeit nur Prügel und Schelte erntete und unter der doppelten Last der Arbeit und der Qualereien ihres halb verrückten Vaters fast zusammenbrach.

Bertha brauchte keine Woche, um sich in Zürich und mit ihrer Arbeit zurechtzufinden. Sie war klug und fleißig und dabei von solch bescheidener Art, daß man sie liebgewinnen mußte. Sie stand so früh am Morgen auf, daß sie nach dem Räumen der Zimmer und den Vorbereitungen zum Frühstück gut und gern ein bis zwei Stunden beschäftigungslos gewesen wäre, hätte sie nicht selbst eine ihr genehme Arbeit gefunden. Sie hackte und pflanzte im Garten, der zum Haus der Pfarrersleute gehörte, bis die Familie erwachte, und dann versah sie ihren Dienst mit solcher Zuverlässigkeit und Geschwindigkeit, als ob sie seit Jahren als erfahrene Magd in großen Häusern gewesen sei, ein Kind mit den Erfahrungen einer alten Hausfrau.

So vergingen die ersten Wochen der vielen Jahre, die Bertha «auf Zusehen» in Zürich verbringen sollte, in schönster Ordnung und das einzige, was man vielleicht an ihr hätte aussetzen können, war die stumm verbohrte Ungeduld, mit der sie von der ersten Stunde an auf Nachrichten aus der Heimat wartete. Jedemal, wenn der Postbote bald durch die Gasse kommen mußte, wurde Bertha unruhig. Nicht, daß sie von der Arbeit gelaufen wäre, um Ausschau zu halten, beileibe nicht, aber der Ton, in dem sie jedesmal, wenn der Postbote die Hausglocke zog, die Hausfrau fragte, ob sie meine, daß nun Post von daheim gekommen sei, hatte so etwas Unruhiges und Verquältes an sich, daß das ganze Haus davon angesteckt wurde und mit Bertha voll ängstlicher Ungeduld auf eine Nachricht wartete, die der Magd endlich Erlösung von unbegreiflichen Sorgen bringen sollte.

Bertha bekam diese Nachricht nie. Obwohl ihr Heimatdorf, wie man heute sagen würde, keine Autostunde von Zürich entfernt lag, schrieb keines der Geschwister, ja selbst auf eine Anfrage beim Pfarrer, der schließlich wußte, wie sehr Bertha an ihrer Heimat und ihrer Familie hing, und der Pfarrfrau schon aus bloßer Höflichkeit hätte Bescheid geben sollen, kam keine Antwort und das hatte seinen Grund. Wochelang erfuhr so selbst meine Cousine, die Pfarrfrau, nichts von dem entsetzlichen Unglück, das sich in Berthas Familie abgespielt hatte, und verlorste die Arme, die von Tag zu Tag besorgter und ängstlicher wurde.

Damals gab es noch keine gesetzliche Regelung der Arbeitsverhältnisse für Dienstboten, das Zusammenleben war patriarchalischer als heute, und wenn schlechte Dienstherrn ihre Leute oft auch böse ausnutzten, andere waren doch verständnisvoll und gütig ihren Dienern gegenüber und der vertrauensvolle Respekt, mit dem die Leute socher Herrschaft begegneten, wurde durch eine fast verwandtschaftliche Fürsorge beantwortet, wie man sie übrigens für Verwandte meist gar nicht aufbringt. So hatte die Pfarrfrau Bertha einmal vorgeschlagen, sie möge doch, wenn ihr danach sei, am späten Nachmittag, bevor man das Nachtmahl richten mußte, auf ein Stündchen durch die Stadt spazieren. Als erstes Bauernkind wäre Bertha nun an einem Wochentage nie spazieren gegangen, besonders nicht tagüber. Das überließ man den Stadtleuten. Da die Pfarrfrau aber meinte, ein Gang an die frische Luft sei für diese Bauerntochter nötig und werde sie am besten von ihren schwermütigen Gedanken und ihrer krankhaften Ungeduld abbringen, befahl sie ihr kurzerhand, auf den Lindenhof zu gehen und dort ein halbes Stündchen zu bleiben, ehe sie zurückkomme.

Dem Befehl gehorchte Bertha und als sie zum erstenmal von ihrem Spaziergang heimkehrte, war sie so zufrieden und ruhig, daß die Frau nun erst recht darauf bestand. Der Platz erinnerte Bertha an ihr Heimatdorf. Still saß sie auf einer Bank und flichte mit Faden und Nadel allerlei bedürftige Wäsche- und Kleidungsstücke, horchte auf das Rauschen der Limmat und der Linden, auf die Schreie der spielenden Kinder, auf das Bellen der Hunde und das Singen und Zanken der Vögel und träumte von der Heimat.

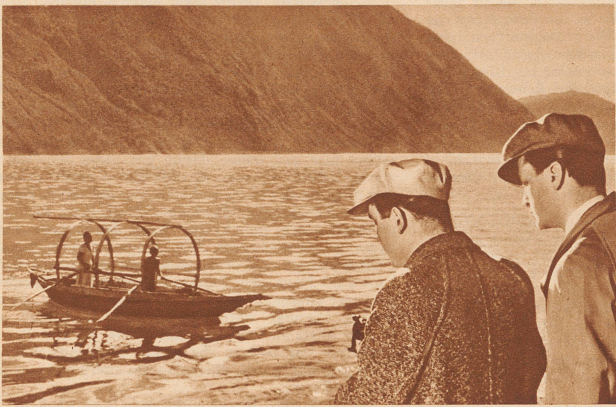
Bertha war schon öfters auf dem Lindenhof gewesen, als sie eines Abends bei der Heimkehr die Pfarrfrau weinend antraf. Es war Nachricht für Bertha gekommen, aber diese Nachricht war so entsetzlich, daß die Pfarrfrau einfach nicht gleich den Mut aufbrachte, mit Bertha zu

sprechen. Folgendes war geschehen: am Tage, nachdem Bertha Vater und Geschwister verlassen hatte, war bei dem unglücklichen Trinker eine Geisteskrankheit ausgebrochen. Sei es, daß die Krankheit längst schon in ihm geschlummert hatte und nun nur offenbar wurde, sei es, daß er in seiner Wut über die drohende Versorgung, von der man sofort zu ihm gesprochen hatte, derart in Erregung kam, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, jedenfalls handelte er mit der gefährlichen Schlaueit eines Irren. Tagsüber führte er sich ungewöhnlich ruhig auf und wenn er auch leise vor sich hinschimpfte und fluchte, konnte doch niemand ahnen, was er vorbereitete. Gegen Abend machte er sich noch ans Holzhacken und als er damit fertig war, schärfte er umständlich das Beil, mit dem er zum Henker seiner Kinder wurde. Er erschlug in der Nacht die Geschwister Berthas, zündete dann das Heimwesen an und hängte sich selbst in der brennenden Scheune auf.

So groß nun auch die Erregung im Dorfe und der näheren Umgebung über die Untat war, in die Stadt kam zunächst keine Kunde davon. Dem Pfarrer des Dorfes, einem sehr gewissenhaften Menschen, der in vielem seiner Zeit weit voraus war und darum manche Anfeindung ertragen mußte, war das Schreckensereignis so zu Herzen gegangen, daß er schwer erkrankte und wochenlang das Bett hüten mußte. Ihn plagte der Zweifel, ob nicht eigentlich er an dem Unglück schuld sei, und ganz außer sich war er bei dem Gedanken an Bertha, von der er in seinen Fieberphantasien sprach und die er um Verzeihung anflehte, ohne daß ihm freilich Antwort werden konnte, denn Bertha erfuhr ja von alledem nichts. Kaum, daß er wiederhergestellt war, hatte er nun an Berthas Frau geschrieben, um sie zu bitten, das Mädchen schonend auf das Unglück vorzubereiten.

Es war eine schwere Aufgabe für die Frau, obwohl sie als Pfarrfrau doch gewohnt war, den Leidenden Trost zuzusprechen. Nun wollte der Zufall aber, daß gerade an diesem Tage ihr Mann verreist war und sie ihn so nicht um Rat fragen konnte. Lange noch bis in die Nacht lag sie wach und grübelte darüber nach, wie sie mit Bertha sprechen müsse. Als sie über all dem vergeblichen Sinnen endlich eingeschlafen war, hatte sie einen Traum, der sie sehr erschreckte. Der tote Trunkenbold ging in ihrem Hause um und suchte nach Bertha, um auch sie, das letzte seiner Kinder, zu töten. Sie hörte seinen Schritt und konnte sich doch weder bewegen, noch einen Menschen um Hilfe gegen den Unhold anrufen. Manchmal verloren sich die Schritte, dann aber kamen sie näher und plötzlich hörte sie aus der benachbarten Kammer der Kinder ein unheilverkündendes Rumoren und Getöse, sah einen dunklen Feuerschein durch die Ritzen der Holztür schimmern und vernahm dann deutlich das angstvolle Weinen ihrer eigenen Kinder. So groß war davon ihr Entsetzen, daß sie sich zum Erwachen bringen konnte, und nun sah sie wirklich das rote Licht einer Kerze durch die nur angelehnte Tür schimmern und wirklich hörte sie eins ihrer Kinder leise weinen. Als sie aber aufstand und die Tür öffnete, bot sich ihr ein ganz friedlicher Anblick. Bertha trug ihre jüngste Tochter, die plötzlich leicht erkrankt war, auf dem Arm und versuchte, das Kindchen in den Schlaf zu wiegen. Dieses Bild ergriff sie unendlich, sie verstand es als einen Fingerzeig Gottes und meinte, nun den Weg gefunden zu haben. Während sie sich mit Bertha um das kranke Kind kümmerte und dabei beobachtete, wie liebevoll und verständlich die Magd sich um ihr Töchterchen sorgte, legte sie sich einen Plan zu recht, mit Bertha zu sprechen. Sie wollte von Gottes Fügungen sprechen und davon, daß wir hier auf Erden keine bleibende Statt, keine wirkliche Heimat haben. Und dann wollte sie Bertha anbieten, für immer bei ihr zu bleiben. Wenn Bertha dann fragen würde, warum sie das haben möchte, wollte sie ihr sagen, daß ihr die Heimat verloren sei, daß sie allein stünde, aber doch nicht verloren sei. Erst ganz allmählich und auch nur, wenn Bertha Kraft genug zu haben schien, die ganze Wahrheit zu ertragen, wollte sie ihr den Hergang des Unglücks wahrheitsgemäß berichten.

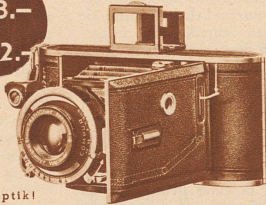
Es war ihr schwer ums Herz, bis sie die ersten Worte fand, und noch schwerer wurde ihr zu Mute, als sie sehen mußte, wie unberührt Bertha von ihren Worten blieb. Mit dem würdevollen Ernst, den manche jungen Bauernmädchen an sich haben, hörte das Mädchen ihren ersten Worten zu, als die Pfarrfrau aber davon sprach, Bertha möge doch immer bei ihr bleiben, ließ die Magd sie nicht zu Ende reden, sondern widersprach freundlich und fest.



Kaum gesehen, schon geknipst

so schnell geht das, wenn man eine Bessa-Kamera mit auf die Reise nimmt. Da brauchen Sie kein Motiv auszulassen, weil Sie nicht schnell genug zum Schuß kommen, denn die Bessa ist ja die richtige Schnappschuß-Kamera mit dem praktischen Auslöser am Laufboden. 16 Bilder 4 1/2 x 6 oder 8 Bilder 6 x 9 können Sie nach Wunsch mit dieser Kamera auf einem Film machen, und dafür, daß eine Aufnahme so scharf wird wie die andere, dafür sorgt schon die berühmte Voigtländer-Optik!

Samtliche Bessa-Modelle haben Voigtländer-Anastigmaten.
 VON FR. 33.- BIS FR. 112.-



Voigtländer 6x9
BESSA

Die Kamera mit der berühmten Voigtländer-Optik!

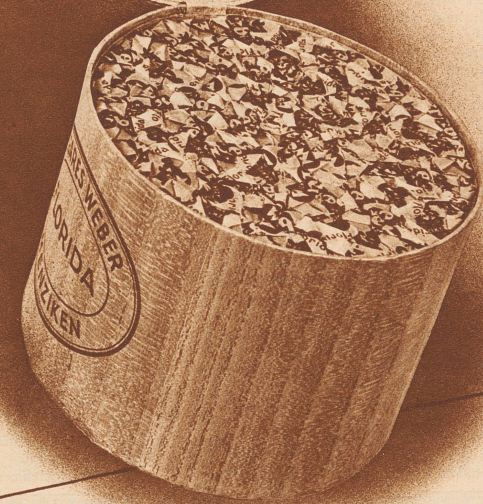
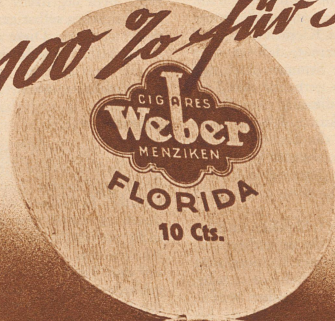
Illustra — der Film für sommerliches Licht Bessapan — der Film der alles kann

Die Erholungskur zu Hause

macht der kluge Mensch mit Biomalz. Kann er sich die Ferien in der heissesten Jahreszeit nicht gönnen, fühlt sich aber doch eigentlich erholungsbedürftig, so kauft er sich Biomalz und führt seinem Körper und Geist auf diese Weise zweckmässige Nahrung und Stärkung zu. Biomalz enthält nicht nur Nahrung für Muskeln, Blut und Knochen, sondern auch für die Nerven. Es geht in kürzester Frist ins Blut über, ist also von besonderem Nutzen für jeden streng arbeitenden Menschen, der sich Ferien nicht ausreichend leisten kann. Biomalz ist nicht teuer. Die grosse Dose mit 600 g Inhalt Fr. 3.20 (durch Rückvergütung billiger).



100 % für Ihr Geld



Keine der unzähligen Stumpfenmarken, die kommen und wieder gehen, sondern altbekannte Weber-Qualität. Jede Cigarre ist sauber, aber ohne Luxus, in Papier eingewickelt — so bleibt sie frisch und behält ihr feines Aroma.

10Rp.



Praktisch!

Das flache Zehner-Taschenetui zu Fr. 1.-



Weber Söhne A. G.
 Cigarrenfabriken Menziken

«Frau», sagte sie, «Ihr wißt, ich bin nur auf Zusehen hier und nun werde ich bald zurück zu meinen Geschwistern gehen. Halten Sie mich nicht für undankbar, Frau Pfarrer, aber seitdem ich auf dem Lindenhof war, weiß ich, daß es daheim nicht mehr lang ohne mich gehen wird. Wenn ich dort die Kinder rufen höre, denke ich immer darüber nach, wie's jetzt wohl meinen Kleinen geht, und dann sehne ich mich so nach der Heimat, daß ich alles deutlich vor mir sehe und sogar ihre Stimmen nach mir rufen höre. Darum gehe ich auch so gern auf den Lindenhof. Dort ist der einzige Fleck in dieser großen Stadt, wo ich ruhig an mein Dorf denken kann. Ich bin dann sehr glücklich und voller Freude auf die Heimkehr. Ich danke Euch darum sehr für Eure Güte, aber ich kann mich nicht mehr lang zurückhalten lassen. Jetzt schon bin ich so voller Erwartung, daß ich weiß, nun geht's bald heim...»

Während dieser Rede, die Bertha in fröhlichen und bescheidenem Ton begonnen hatte, war ein unbeschreiblich süßer Ausdruck von Glück in ihr schönes Kindergesicht getreten und bei ihren letzten Worten lächelte sie so selig, daß die Pfarrfrau sich nicht mehr zu beherrschen wußte. Sie brach in lautes Weinen aus und, als Bertha sie betrübte und mitleidig und zugleich verwundert fragte, was ihr sei, sagte sie ihr, es sei ein großes Unglück geschehen, all ihre Geschwister und auch der Vater seien tot und der Hof sei verbrannt.

Als sie diese Nachricht mit tränenerstickter Stimme und immer wieder aufs neue weinend vorbrachte, blieb Bertha ganz ruhig. Sie wurde nur totenblaß und stützte sich an dem Tisch, an dem sie gerade stand. Einen Augenblick lang sah es so aus, als ob sie ohnmächtig werden oder gar sterben wolle. Das Zittern, das ihren Körper gepackt hatte, hörte auf, sie stand wie zu Stein erstarrt über den Tisch gebeugt und sah wie eine jener toten Mägde aus, die man in den Ruinen Pompejis fand — das Grabmal ihrer selbst, mitten im Tun des Tages vom Tode ereilt. Vielleicht vergingen einige Minuten so, vielleicht waren es auch nur Sekunden. Dann sah die Pfarrfrau, wie langsam wieder etwas Farbe in Berthas Antlitz kam und wie sie mit weit aufgerissenen Augen auf ihre Herrin starrte. Die starre Verkrampfung ihres Ausdrucks löste sich in einem geheimnisvollen Lächeln, das viel erschreckender war, als Tränen oder ein Zusammenbruch es hätten sein können. Dieses Lächeln zerriß der Pfarrfrau das Herz. Sie ahnte sofort, daß etwas mit Bertha geschehen sein müsse, etwas Furchtbares, das sich hinter diesem Lächeln verbarg, und die Zukunft gab ihr recht.

Im gleichen Augenblick, als Bertha die Worte der Pfarrfrau gehört hatte, war ihr geistiges Leben erloschen,

ja vielleicht war die Schreckensbotschaft, die sie hätte töten können, schon nicht mehr in ihr Bewußtsein gedrungen. Sie hatte wohl die Worte vernommen, aber ihren Sinn, die traurige Wirklichkeit, hatte sie schon nicht mehr begriffen. Das Letzte, was sie begriffen hatte, hatte sie eben selbst gesagt. Es war ihre Erwartung, bald heimzukehren. Diese Erwartung, die sie so sehr erfüllt hatte, bildete von diesem Tage an den einzigen Gegenstand ihres inneren Lebens. Etwas anderes kannte sie nicht mehr, anderem war sie nicht mehr zugänglich, so unberührt, ja scheinbar gesund auch sonst ihr Denken geblieben war.

Nach den ersten Tagen, in denen man immer befürchtete, Bertha werde vielleicht von einer Minute zur anderen aus diesem Zustand erwachen, und es werde ein tödliches Erwachen sein, folgten Wochen und Monate, in denen es immer gewisser wurde, Bertha werde sich nun nicht mehr ändern. So begriff man allmählich, was geschehen war. Ein gnädiges Geschick hatte das Mädchen vor dem Furchtbarsten bewahrt und ihr war das Schönste geblieben, was das Leben den Menschen schenken kann, die kindlich selige Erwartung eines nahen Glückes, des Glückes der Heimkehr.

Jahrzehntelang sahen alle, die ins Haus kamen, Bertha nur zufrieden und fröhlich. Wenn sie nicht gerade mit irgendwelcher Arbeit beschäftigt war, die sie ganz in Anspruch nahm, lächelte sie heiter vor sich hin und am glücklichsten schien sie immer, wenn sie von ihren Gängen auf den Lindenhof heimkam. Sie war darin fortgegangen, als ob nichts geschehen sei, und jedesmal kehrte sie von ihren Spaziergängen auf den Lindenhof erfüllt von süßer Hoffnung auf die Heimkehr in die Heimat zurück. Nur wenn Fremde, die hier und da mit ihr sprachen, sie eindringlich fragten, wo sie daheim sei und auf ihre seltsame Antwort, sie sei eben nur auf Zusehen in der Stadt, erfahren wollten, wann sie nun zurückkehre, konnte sie unruhig werden und zum großen Schrecken der Fragesteller in ein leeres, kindliches Weinen ausbrechen. Sonst war Bertha die alte geblieben, eine gute, fleißige Magd, auf die man sich verlassen konnte. Sie blieb äußerlich und in ihrem Tun genau der Mensch, der sie gewesen war, und nur aus der besonders bemühten und beflissenen Art, in der sie jede ihrer Obliegenheiten so erfüllte, wie andere Menschen nur etwas tun, wenn sie sich «zum letzten Male» größte Mühe geben, etwas recht zu machen, um auch noch nach ihrem Fortgang in guter Erinnerung zu bleiben, nur aus dieser von willig gebender Abschiedsstimmung bestimmten Art konnte man etwas Besonderes an Bertha wahrnehmen.

Vielleicht hätte Bertha sogar heiraten können. Immer wieder versuchten erst junge und dann reifere Männer, die ihr begegnet waren und an ihrem feinen, fröhlichen Wesen Gefallen fanden, in Beziehungen zu ihr zu treten, selbst wenn sie erfuhren, was für eine Bewandnis es mit Bertha habe, selbst wenn man ihnen sagte, daß Bertha in einem gewissen Sinne wohl als unheilbar krank gelten müsse. Aber alles scheiterte an ihrer Erklärung, die sie immer wieder abgab, sei sie doch nur «auf Zusehen» hier und könne darum gar nichts tun, ehe sie wieder daheim gewesen sei. Manchmal erzählte Bertha von ihren Geschwistern und es war erschütternd, jahraus, jahrein die alternde Magd vom Rösli, ihrer Lieblingschwester, einem ganz kleinen Kind, das eben erst gehen lernte, sprechen zu hören. Die Zeit ging vorüber, aus den Pfarrerskindern wurden erwachsene Menschen, Enkel kamen ins Haus, aber Berthas Geschwister, die Geschwister einer Greisin, blieben kleine, hilflose Kinder, die auf Berthas Fürsorge warteten. Die Pfarrfrau starb, der Pfarrer folgte ihr bald, einer der Söhne, der auch Pfarrer geworden war und an die gleiche Gemeinde wie sein Vater gewählt wurde, übernahm das elterliche Haus und mit ihm Bertha.

Zuletzt konnte Bertha nicht mehr viel schaffen. Da man sie ja aber nur etwas heißen mußte, um sofort ihrer zufriedenen Zustimmung sicher zu sein, fügte sich Bertha auch ohne Kummer den Anordnungen ihrer neuen Herrin, die ihr erst eine andere Magd zur Seite stellte und Bertha dann, als sie schon sehr gebrechlich wurde, nur noch anwies, überall nach dem Rechten zu sehen. Der Krieg kam und ging vorüber, doch Bertha, zu der man von diesen Dingen nicht sprach, wußte nichts von der veränderten Welt. Sie trug ihre Welt in sich und stand ihr ganzes Leben lang voll kindlicher Seligkeit an der Tür des Glückes, die sich morgen öffnen sollte.

Ergreifend war ihr Sterben. An einem schönen Früh Sommerabend kam Bertha von ihrem gewohnten Spaziergang auf den Lindenhof heim. Seit Jahren ging sie schon am Stock und so leise ihr Schritt geblieben war, die junge Pfarrfrau hatte sie doch kommen hören, denn die eiserne Zwinge ihres Stockes klopfte laut auf den Kacheln der Halle, die Bertha immer durchschritt, um noch einige Minuten vor dem Nachtmahl im Garten zu bleiben. Als die Frau zu ihr trat, um sie zu Tisch zu führen, blieb Bertha jedoch sitzen und sah die Frau mit weit aufgerissenen, feurig glänzenden Augen an.

«Frau», sagte sie mit einer ganz neuen Stimme, wie man sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte, «ich muß Euch etwas sagen. Ich weiß es seit heute und Ihr müßt's als erste erfahren.»



Jeden Morgen schönes Haar durch
SCHWARZKOPF
TROCKEN-SCHAUMPON
nur wenig pudern - kräftig ausbürsten



entfettet und entstäubt Ihr Haar im Nu,
vertieft die Wellen, erhält die Frisur.

DOETSCH, GREYER & CIE. A. G. / BASEL

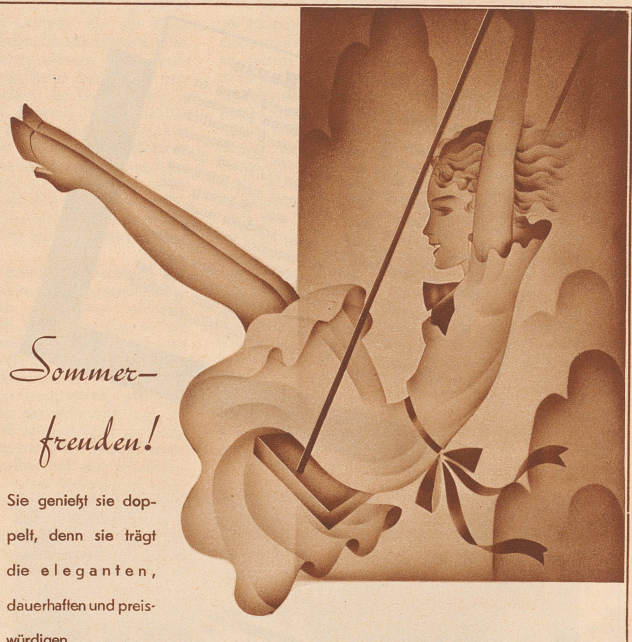
Was ist **Ricqlès?**

Bei der großen Hitze gibt Alcool de menthe de Ricqlès mit einem Glas Zuckerwasser ein erfrischendes, wolschmeckendes Getränk von delikatem Aroma.

Annahmeschluss

für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw. 13 Tage vor Erscheinen einer Nummer jeweils Samstag früh. - Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unterlagen fünf Tage früher.

CONZETT & HUBER
INSERATEN-ABTEILUNG



Sommer-
freunden!

Sie genießt sie doppelt, denn sie trägt die eleganten, dauerhaften und preiswürdigen

Jedene
Qualitätsstrümpfe

Für jeden Anlaß den geeigneten Typ. Vom Alltagsstrumpf bis zum elegantesten Abendstrumpf aus edler Naturseide. Für den Herrn Socken in gediegener Musterung.

HERSTELLER: **J. DÜRSTELER & CO. A. G., WETZIKON-ZÜRICH**
† **Älteste Strumpf-Fabrik der Schweiz**

Die junge Pfarrfrau, die Berthas Geschichte wohl kannte und wußte, daß Berthas Leben seit dem Tage, an dem die Unglücksbotschaft ins Haus kam, stehen geblieben war, dachte an alles andere als an die Möglichkeit, hieran könne sich je etwas ändern. Sie nickte also freundlich und erwartete irgendeine kleine, schon im voraus gewährte Bitte. Wie erstaunte sie also, als Bertha feierlich ihre Hand nahm, sie heftig drückte und mit Tränen in den Augen sprach: «Ich muß Euch jetzt also verlassen.»

«Aber Bertha», rief sie erschrocken, «was ist denn geschehen?»

Da sah die greise Magd sie selig lächelnd an.

«Ihr wißt ja», sagte sie, «ich war nur auf Zusehen bei Euch und jetzt muß ich gehen. Das Rösli braucht mich, es hat mich gerufen und da darf ich nicht länger bleiben.»

Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glück glitt über ihr Gesicht. Sie saß still da, aber eine wilde, kindlich

junge Freude durchbebt den sterbenden Leib der Greisin. Es war die leidenschaftliche Freude einer jungen Seele, das überwältigende Gefühl eines ganz jungen Mädchens, und die Flamme dieses starken Empfindens verbrannte den abgeschafften Körper der alten Magd, wie ein kleiner grauer Nachtfalter im heißen Licht einer Kerze verbrennt. So starb sie zitternd vor seliger Freude, stumm vor Glück und schweigend in der letzten Ergriffenheit, in der Erfüllung ihres Lebens.

Sie war vor den Augen der jungen Frau wie eine Kerze erloschen.

Als man sie zu Grabe trug, sprach der Pfarrer über einen Spruch aus dem Buche Hiob, den der längst verstorbene Freund seiner toten Mutter, der einst Pfarrer in Berthas Heimatdorf gewesen war, vor langer, langer Zeit als Konfirmationsspruch in ihre Bibel geschrieben hatte:

Denn ER verletzt und verbindet
ER zerschlägt und SEINE Hand heilt.

Ich habe mich bemüht, die Geschichte Berthas so wiederzugeben, wie sie mir erzählt wurde. Aber etwas kann ich nicht wiedergeben. Es ist das Bild des Lächelns, das ich auf Berthas Gesicht sah. Dieses Lächeln war wohl wie ein schöner Vorhang vor einer dunklen Bühne, auf der alles still und leer ist, aber trotzdem wirkte es in seinem geheimnisvollen Glanz unbeschreiblich anziehend. Nie wieder habe ich das Gesicht eines alten Menschen so strahlend jung gesehen, so leuchtend von seelischer Jugend, so überzeugend vom namenlosen Glück der Erwartung predigend. Manche alten Leute tragen das milde Lächeln eines abgeklärt, still und weise gewordenen Lebens auf ihren Zügen und es ist etwas Schönes darum. Aber selbst an jungen Menschen sieht man heute selten jenen geheimnisvollen, verheißungsvollen Ausdruck freudiger Erwartung eines unsäglich großen Glückes, wie er Bertha zu eigen war.

*

Es lebe die Protektion!

Von Dr. Eugenie Schwarzwald

Wir leben in einer Zeit, wo alles dem Zufall überlassen ist. Es ist notwendig, daß wir diesem Zufall so viel von seiner Beute entreißen, als irgend möglich.

Um nur eines herauszugreifen: wenn in unserer, durch den andauernden Krieg aller zerstörten Welt irgendeine Stelle mit dem richtigen Menschen besetzt wäre, so hieß das wahre Rationalisierung und bedeutete moralisch und materiell die Rettung eines Teiles des Volksvermögens. Wer also in unseren Tagen einem Menschen zu einer Stelle, vor allem aber einer Stelle zu einem Menschen verhelfen kann, der täte gut, sich zu beeilen.

Aber er tut es nicht. Gründe zum Nichtempfehlen gibt es wie Brombeeren. Der Gewissenhafte zittert davor, einen Mißgriff zu tun; der Schüchterne will nicht anmaßend erscheinen; der Eitle fürchtet sich vor einer Blamage; der Berechnende hat Angst, sein Guthaben bei dem zu verringern, an den er empfiehlt; der Vorsichtige will sich nicht zu Gegendiensten verpflichten; der Mann von Grundsatz verkündet mit Stolz: ich protegiere niemand. Ist er Minister, sagt er: ich halte mich prinzipiell von Personenfragen fern.

Aus all dieser Reserve, sei sie nun von Anständigkeit, Feigheit oder auch nur von Trägheit des Herzens diktiert, ergibt sich unabweisbarer Schaden. Ausgezeichnete Leute sind arbeitslos. Wertlose besetzen wichtige Stellen. Leute, die Geschäftssinn haben, betätigen sich in der Kunst. Junge Schönheiten sitzen in der Telephonzelle. Schwachsinnige versehen hohe Lehrstellen. Leute, die kaum Takt geben können, dirigieren Beethoven. Die Welt ist voll von Fehlbesetzungen, die keine Schmiere wagen dürfte. Und das alles nur, weil niemand zur rechten Zeit das rechte Wort spricht, nur weil niemand hellwach ist, wenn es sich nicht gerade um seine eigenen Angelegenheiten handelt.

Höchstens noch lassen sich die Menschen durch das Mitleid bestimmen, für jemand ein gutes Wort einzulegen. Und gerade das ist es, was alles Empfehlungswesen entwertet. Es ist soweit gekommen, daß wer empfohlen wird, schon von vorneherein so behandelt wird, als wollte er nur was und brächte nichts.

Das müßte ganz anders vor sich gehen. Jeder Mensch, der von einer Arbeit hört, sollte sich besinnen, ob er nicht für diese Arbeit einen Menschen weiß. Niemand ist so ohnmächtig, daß er nicht irgendeine Wirkung üben könnte. Die Geschichte von der Protektion, die die Maus dem Löwen angedeihen ließ, ist uns allen bekannt.

Hätte sie ihm aber einen Empfehlungsbrief geschrieben, so hätte sie nichts damit erreicht. Von Empfehlungsbriefen strömt ein Meer von Langeweile aus. Schon ihr Anblick erweckt in dem Empfänger die Sehnsucht nach ungestörter Betruhe, mitten in der Lektüre hat er nur noch gerade so viel Kraft, den Empfehlungsbrief dem Papierkorb zu überantworten.

Also erweist es sich als notwendig, daß in einer Empfehlung ein Wort vorkommen muß, welches zwingt, weiterzulesen. Da unsere Zeit besonders wenig Geduld hat, ist das nicht leicht. Ein Hilfsmittel scheint nicht überflüssig. So habe ich mich entschlossen, einen Briefsteller für Empfehlungsbriefe herauszugeben. Hier einige Proben.

An Frau Lilly Horner in Bonn. Von einem gemeinsamen Freund höre ich, daß Sie eine Reinnachefrau suchen. Ich habe das dringende Bedürfnis, Ihnen einen

Dienst zu erweisen und empfehle Ihnen deshalb Frau Mariken Tönnies. Sie hat eine leidenschaftliche Liebe zur Ordnung und zwar nicht, wie die meisten Frauen, anfallsweise, sondern beständig. Ordnung aufrechtzuerhalten, ist ihr Lebensprinzip. Ordnung zu machen, ihre Lebensaufgabe. Von gebrauchter Wäsche, die sie mit zarter Sorgfalt behandelt, es dunkel abfließen zu sehen, erweckt ihre Wollustempfindungen. Da zwischen ihr und der Ordnung eine wirkliche Liebe besteht, ist diese Liebe still und zurückhaltend. Der fatale Lärm des Großreinemachens liegt ihr ganz fern. Nicht Scheuerfeste sind ihr Ziel, sondern der selbstverständlich blinkende Alltag.

An die Direktion des Josefstädtertheaters in Wien. Ob Fräulein Maria Pfenninger zum Theaterspielen Talent hat, werden Sie besser erkennen als ich. Daß sie schön, schmal, braun und äußerst beweglich ist, sehen Sie selbst. Ich kann Ihnen nur sagen, aus welchen Gründen ich sie Ihrem Theater, dem ich gut gesinnt bin, gönne. Sie ist herrlich unintellektuell, hat keinen Schimmer von Literatur, spricht wie ihr der Schnabel gewachsen ist, singt unbefangen wie ein tschechisches Dienstmädchen beim Schuhputzen; kann, wenn man sie erschreckt, durchdringend aufschreien und lacht geradezu ansteckend. Was mich besonders für sie einnimmt: sie will um keinen Preis einen Künstlernamen annehmen.

An die Universität Innsbruck. Ich glaube, Sie würden, verehrte Herren, eine sehr glückliche Wahl treffen, wenn Sie Herrn Merkingen zum Bibliothekar machten. Von jung an hat er eine große und achtungsvolle Liebe zum Buch. Schon als Schulknabe hatte er seine eigene kleine Bücherei in eine Leihbibliothek für seine Kameraden verwandelt. Er drängte ihnen gute Bücher zum Lesen auf. Bekam ein Schulkollege ein Thema zu behandeln, so war er es, der ihm mit größter Genauigkeit das Material hiezu sammelte. Auch führte er Kataloge und hielt streng an dem Datum der Ablieferung fest. Mit vierzehn Jahren hatte er eine Krise zu bestehen; da hätte er nämlich um ein Haar mit seinem besten Freunde gebrochen, weil dieser in das Reclambandchen «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde» ein Eselsohr hineingemacht hatte.

An die Filmschauspielerin Miß Daisy Harrison, Hollywood. Fräulein Hedy Schlömmner aus Grundsee wünscht sehr, bei Ihnen Kammerjungfer zu werden. Sie hat eine große Vorliebe für schöne Menschen und schöne Sachen, mit beiden versteht sie auch ausgezeichnet umzugehen. Ihre Stimme klingt am Telephon (selbst bei Ausreden) überzeugend. Mit einem Hündchen kann sie, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, die längste und freundlichste Konversation führen. Geht sie mit einem Arm voll von Kleidern durchs Zimmer, so kann kein Besucher umhin, an Figaros Susannchen zu denken. Notabene: sie will nicht zum Film, und ihr Schönheitsstypus ist dem Ihrigen geradezu entgegengesetzt.

An Herrn Direktor Franz Maier in Basel. Fräulein Biller, die ich gut und gern kenne, bewirbt sich um die Stelle einer Sekretärin bei Ihnen. Sie werden sie wunderbar brauchen können. Die Briefe, die sie in einem sehr raschen und doch nicht hastigen Tempo schreibt, sehen so aus, daß man von vorneherein annimmt, sie enthielten nur angenehme Nachrichten. Nie stolpert sie über ein Fremdwort, nie schreibt sie einen Eigennamen falsch, bei jedem logischen oder stilistischen Fehler, den Sie im Diktat machen, stockt sie. Vor allem aber hat sie die Fähigkeit (bei einem sonst vollkommen zuverlässigen

Gedächtnis) Geheimnisse, die man ihr anvertraut, sofort zu vergessen.

An die Schulbehörde in Reichenberg. Ich kann Ihnen Herrn Brander als Lehrer sehr empfehlen. Ich kenne ihn zwar nicht persönlich, wohl aber seine Schüler. Die Kinder in seiner Klasse empfinden den Sonntag als eine Fehleinrichtung. Täglich kommen sie gespannt in die Schule, was er wohl Neues an Wissen und Spaß für sie vorbereitet haben mag. Seine Singstimme finden sie schöner als die Carusos im Grammophon und sie sind fest überzeugt, daß er, wenn er nur wollte, schneller laufen könnte als Nurmí. Deshalb halte ich ihn für einen guten Lehrer.

An die Fürsorgezentrale in Prag. Was mich veranlaßt, Ihnen Fräulein Vollmar als Fürsorgerin zu empfehlen, ist nichts als eine kleine Geschichte, die man sich aus ihrer frühesten Kindheit erzählt. Kaum vier Jahre alt, riß sie sich einmal auf der StraÙe von der Hand ihrer Mutter los. Ehe diese es verhindern konnte, zog sie ihr Taschentüchlein und putzte damit einem gerade vorübergehenden wildfremden Kind die Nase. Auf die Frage: «Warum hast du das getan?» antwortete das Kind, strahlend vor Freude über den Erfolg, mit sachlichem Ernst: «Bitte, es war sehr nötig.» Gerade so ist sie noch heute.

An die Schriftleitung der «Nachrichten», Graz. Den jungen Helmuth Werner sollten Sie, verehrte Herren, als Reporter nehmen. Er eignet sich vorzüglich dazu. Schon als Kind wußte er alles, was bei allen Parteien im Hause, Wien, Ottakringerstraße 131, in dem seine Eltern lebten, passierte. Er wußte alles, traf aber beim Weiterverbreiten eine merkwürdige Auswahl. Er erzählte nämlich nur solche Dinge, die niemandem zur Unchre gereichten und doch für alle interessant waren. Als Gymnasiast hat er einmal ein großes Brandunglück verhindert. Er ging nachts an einem geschlossenen StraÙenladen vorbei und wollte um jeden Preis erfahren, warum unten Licht durchschimmerte. Zu diesem Zweck begab er sich in die Wohnung des Ladenbesitzers, und so wurde die Tatsache, daß Hobelspäne in Brand geraten waren, aufgedeckt. Für Verkehrsmittel hat er eine leidenschaftliche Vorliebe, nicht nur für Auto und Flugzeug, sondern auch für die Untergrund-, ja sogar für die StraÙenbahn. Bekanntschaften zu machen, ist seine höchste Freude, Bahnhöfe sind sein liebster Aufenthalt. Noch eins: herausgeworfen wird er nirgends; er sieht nämlich sehr hübsch und treuherzig aus und funkelt von wohlwollender Neugierde.

An die Theaterdirektion von Bern. In Fräulein Anna Wartleff bekämen Sie, sehr geehrte Herren, eine getreue, dem Beruf innig ergebene Souffleuse. Sie ist gegenwärtig an einem Theater in Böhmen angestellt. Letztlich schrieb sie mir: «Sie können sich mein Glück vorstellen, wenn ich Ihnen sage, daß ich nun zum erstenmal in meinem Leben auch in einer Oper soufflieren darf, und sogar in einer Wagner-Oper. In „Lohengrin“! Vorigen Freitag hatten wir keine Probe, da bin ich in den Wald gegangen, habe mich auf eine Bank gesetzt und habe mir alle die wunderschönen Texte vorgesungen, mit einer selbstgemachten Melodie. Wie herrlich wird es erst sein, wenn ich die wirkliche Musik dazu höre und dabei soufflieren darf.»

Diese Beispiele sind ganz gut erfunden. Aber ihnen fehlt das Beste, was Empfehlungsbriefe haben müssen: die zitternde Angst, sie könnten ihre Wirkung verfehlen. Diese aber ist wichtig, ja unerläßlich.